



Niederdeutsches Heimatblatt

Nr. 2.

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“.

1928.

Das Moor im Winter.

Düster droht der Himmel,
dunkel liegt das Moor;
kalte Tropfen zittern
schwer an Rost und Rohr.

Auf der Winterheide
ruht des Schweigens Nacht;
schwarze Wasser gähnen
in des Dorfes Schacht.

Schaurig ist die Deke
in der Winterzeit;
graue Nebel weben
schon das Sterbefeld.

Heinrich Mahler.

Der „Hollandsgang“ im 17. und 18. Jahrhundert.

Von W. Alend (Mindorf).

Die wirtschaftliche Lage der Landbevölkerung war bekanntlich im 17. und 18. Jahrhundert recht schwierig. Meierzinsen, Zehntlasten, Abgaben an Staat, Kirchen, Behörden, Gemeinden und Eingartierungen drückten die Bauern schwer. Nur bei äußerster Sparsamkeit und angestrengtester Arbeit konnten sie bestehen. Alte Leute wissen noch davon zu erzählen, wie schwer ihre Vorfahren um ihre wirtschaftliche Existenz kämpfen mußten, wie sie jeden Pfennig zusammenscharrten mußten, wenn die zahllosen Abgaben fällig waren. Im Jahre 1786 bezeugt der Kontributions-einnahmeverein von Samstedt, daß in den letzten zehn Jahren durchschnittlich 67 Anlaagen jährlich erhoben worden waren, jede zu 20 Schilling für den Vollhof. Das war eine Ausgabe von rund 28 Taler, für damalige Zeit ein Wert von zwei Rufen. Dazu kamen noch die Meierzinsen und die Zehntlasten, die zusammen auch noch den Wert einer Kuh ausmachten.

Mindestens ebenso schlecht wie den Bauern ging es den Händlern und Brinkshern, die kein oder sehr wenig Land hatten. Vielleicht war ihr Los noch viel schwerer, wenn sie auch nur wenig Abgaben zu leisten hatten, da sie gänzlich von Tagelohn leben mußten. Man findet es erklärlich, daß sich diese Leute nach Geenden umhingen, in denen sie möglichst gut verdienen konnten. So ist es gekommen, daß sie anfangen, in der Erntezeit in die reichen Marschen zu wandern, um dort ihre Arbeitskraft anzubieten. Immer weiter dehnten diese Erntearbeiter ihre Fahrten aus. Bis nach Holland kamen sie; ja nach den reichen Niederlanden zogen sie in Scharen zu Wasser und zu Lande. Man nannte diese Fahrten „Hollandsgang“.

Die Bauern der Heimat, besonders auch die Obrigkeit, sahen diese Hollandsfahrten sehr ungern, wie wir aus dem „Entwurf eines Amtslagerbuches“ (Hann. 74, Sach 15, Nr. 2) aus der Mitte des 18. Jahrhunderts sehen. Da schreibt der Amtmann Ruperti aus Bremervörde folgendermaßen: „Was aber die Einwohner und Landespflichtigen Untertanen in hiesigem Amte und anderen Gegenden am meisten drückt und verärgert, so ist der Ueberfluß an Händlingen und dagegen der Mangel an Tagelöhnern und Gefinde, und das daher entstehende theure und immer mehr steigende Gefinde- und Tagelohn. Und wird diesem häufigen und schmerzhaften Uebel so lange wenigstens nicht mit geeigneten Nachdruck gesteuert werden können, so lange einem jeden das Verlassen außer Landes und besonders nach Friesland erlaubt ist. Denn da man in solchen Ländern im Sommer in kurzer Zeit so viel verdienen kann, als hier kaum im Jahr; so geht auch fast alles, was nicht angeessen werden kann, dahin, es mag verhehlicht oder unverhehlicht sein. Da auch letztere sonst wohl einige Jahre länger dienen würden; so beyrathen sie nun auch lieber und begeben sich mit ihrem verdienten Geld auf die Hausreise, und setzen nachher ihr Gehen außerhalb Landes immer fort. Wenn auch unversehens junge Leute sich ja noch zum Dienen bequemen; so bringen sie sich entweder expresse dabel aus, daß sie gewisse Wochen im Sommer außer Dienst und nach Holland gehen dürfen, oder lassen sich außerordentlich hohes Wirtlohn geben, wobei sie sich über alles muß gefallen lassen und nach ihrer Rückkehr...

richten sich die Mäde auch wiederum nach den Knechten. Wie weit solches mit dem Gefinde und Tagelohn gebe, ist aus folgenden wenigen Beispielen deutlich zu ersehen: Nach hiesiger Polizey-Ordnung pag. 994 sollte im hiesigen Amte ein Bauerknecht nur 10–12 Thlr., ein anderer Knecht 8 Thlr. und eine Magd 5–6 Thlr. und eine gute Köchin 7–8 Thlr. haben. Dagegen dient anjeho kein Knecht unter 22 Thlr. und die meisten, besonders wenn es Bau-Knechte heißen, wollen 24–26 Thlr. haben. Ja, der Bauer steht noch schlechter dabel, wenn, weil er nicht imstande ist, so viel haar Geld zu entrichten, so giebt er ihnen außer einem gewissen Quantum an Geld noch Schuh, Leinen und ander Zeug, auch wohl ein Stück Vieh, dabel muß er ihnen ein gewisses von seinem eigenen Lande pflügen, mähen und besäen, welches alles, wenn man es zusammenrechnet öfters an die 30 und mehr Thlr. beträgt. — Eine vollkommene Viehmagd dient nicht unter 9 bis 10 Thlr. und eine Köchin, wenn sie gut kochen kann, vermietet sich selten unter 12 Thlr.

Das daselbst determinierte Tagelohn ist auch nicht wenig gesteigert, indem außer dem gewöhnlichen Essen und Trinken ein mehrer zu den festgesetzten 12 Groten oder 8 Schilling noch für 2 Schilling stark Bier haben muß, und einem anderen Tagelöhner, es mag die Arbeit beschaffen sein, wie sie will, muß von Ostern bis Michaelis 6 Schilling und von Michaelis bis Ostern 5 Schilling gereicht werden.

Ebenso bekommt eine Garbenbinderin statt 6 Groten 5 Schilling und für 1 Schilling stark Bier. Bei anderen Arbeiten werden nach den Umständen und Jahreszeiten 4 oder 5 Schilling bezahlt. — Nun würde ein jeder das Tagelohn noch gern bezahlen, wenn nur Tagelöhner dafür zu kriegen wären. Also das wirtschaftliche Laufen außer Landes macht, daß es teils an Tagelöhnern fehlt, und anderenteils arbeiten sie auch nicht einmal, wenn sie schon wieder zu Hause gekommen sind, weil sie nämlich so viel verdient haben, daß es ihnen gar nicht auf einen anderweitigen Verdienst ankommt. Vielmehr wenden sie alsdann das verdiente Geld erst recht zum Bedruck der Anstehenden und contribuablen Untertanen an. Letztere müssen nämlich notwendig durch den Mangel an Dienstboten und Tagelöhnern auch durch das zu entrichtende theure Gefindelohn in Verlegenheit und Nothstand gesetzt werden. Sie müssen also sehen, wo sie Geld zu Befreiung ihrer Abgaben und sonstigen Ausgaben kriegen mögen. Zu einem solchen Ansehen ist keiner geschickter, als diejenigen Händlinge und andere ledigen Leute, welche aus Holland und Friesland einen guten Vorrath baaren Geldes mitgebracht haben. Sie kennen dabei die Noth der armen angeheiratheten Untertanen und lassen sich statt der Zinsen, Ländereien, Wiesen antichretische Benutzung des Pfandes, also hier der Ländereien, statt der Zinszahlung, d. B.) auf's theuerste verkaufen. Dabei muß ihnen derselbe noch überhin allerhand Gefälligkeiten an Dorf-, Korn- und Gemeinfahren und anderen dergleichen Nothwendigkeiten unentgeltlich erweisen. Kurz, der contribuablen Untertan wird dabei auf's ärgste ausgefogen, und zwar von demjenigen, welcher zum Landes Besten teils nichts, teils wenig beiträgt.

Nun ist es dagegen freilich andern, daß ein Staat oder Land um so glücklicher ist, je mehr Geld von außen hereingebracht wird. Allein wir glauben, daß diese Regel ihre Ausnahme auch alsdann leyde, wenn das hereinkommende Geld nicht zum Besten, sondern zum Bedruck derjenigen gereicht, welche die eigentlichen Stützen desselben ausmachen, und die Quelle verstopfen, woraus der Landesherr dasjenige schöpfen muß, was zur Erhaltung seiner und des ganzen Staates notwendig erforderlich ist.

Man kann sich das beschriebene Uebel nicht deutlicher vorstellen, als wenn man nur Dorf für Dorf und Haus für Haus geht und die Klagen der ankommenden Untertanen hört.

Dieser kurze Auszug aus dem für die Wirtschaftsgeschichte unserer Heimat wichtigen Amtslagerbuch gibt uns Aufschluß über Umfang und Bedeutung des Hollandsgangs und die Verdienstmöglichkeiten der Händlinge. Die Darstellung ist zweifellos ein wenig einseitig, doch kann man soviel mit Gewißheit daraus entnehmen, daß „das Laufen nach Friesland“ einen großen Umfang angenommen hatte. Diese Zahlen sind aus den Kirchenbüchern von Samstedt...

„Noch sind aus hiesiger Börde in diesem Jahre außerhalb Landes im Wasser umkommen, Uff der See, und Zween bey Altenah uff der Elbe, sind 10 Personen. Uff der Elbe sind blieben Otto Heinsohn aus dem Bafese, Magnus Richters von Kindorff. Uff der See Ahrend Michelis vom Schuppenfelde, Claus Michelis von Nordahn fratres, Johan und Heinrich Süderß germani fratres, Ratge Meyer, Otto Blomke, Joachim Wichman, Mars Tiedemann (die letzten vier) von Middelstenah.“

Und am 3. Juli 1666 trug der Geistliche ein: „Ist Dietrich Steffens, so im Wasser umkommen, von Armstorf anhero zu Kirchhofe gebracht. Den 6. huius hat Marten Tideman von Armstorf Zween seiner ertränkten Söhne zur Orde bestättigen lassen. Diese, als sie aus Holland wiederkommen, sind ohnweit von Hamelwurden in der Elbe ertrunken.“

Aus Middelstenah waren also vier Menschen auf der Fahrt nach Holland umgekommen, aus Armstorf und Nordahn je drei. Es ist sehr wohl möglich, daß außer den Ertrunkenen auch noch andere aus diesen Dörfern an der Fahrt beteiligt waren. Wenn man nun bedenkt, daß in der Zeit Middelstenah 16 Familien hatte, Armstorf 13 und Nordahn 14 (entnommen aus einem Schatzregister des Jahres 1647 bzw. 1662), so kann man sich aus diesen Zahlen ein genaues Bild machen von dem Umfang der Hollandsfahrten in jener Zeit.

Wer waren denn nun die Personen, die das Kirchenbuch nennt? Die meisten waren unverheiratet, und zwar in der Mehrzahl Söhne von Röttern und Brinckföhrern, doch sind auch Söhne von Bauern darunter. Es handelt sich meistens um nachgeborene Söhne (zweite und dritte) die den Platz des Vaters also nicht bekamen und sich in der Fremde soviel Geld verdienen wollten, um sich später einmal selbständig machen zu können.

Daß unter den Ertrunkenen mehrere Brüder waren, läßt darauf schließen, daß die jungen Burken sich gern zusammen vermielten. Ueberhaupt haben alle, die aus demselben Dorfe stammten, die Reise möglichst zusammen angetreten. Es scheint aus den Kirchenbuchnotizen hervorzugehen, daß vorzugsweise der Weg aus der Börde Lamsfeld zuerst nach Hamburg geführt hat, und daß man von hier aus mit dem Schiff die Fahrt nach Holland antrat. Sicher haben ebenso viele auch die Reise zu Fuß gemacht, wie die Ueberlieferung berichtet. So erzählte mir ein alter Mann, daß sein Großvater eine schöne Wanduhr ganz auf dem Rücken hergetragen habe. Uebrigens werden auf diese Weise noch so viele andere Sachen aus Holland hierhergekommen sein, z. B. die schönen echten Porzellanterrassen, die man vereinzelt und gerade bei ärmeren Leuten auf dem Wandbrett findet.

Auffällig ist noch die Zeit der Abreise der drei Armstorker, Anfang Juli. Sie müssen also doch wohl zu Frühjahrsarbeiten ausgezogen gewesen sein. Es ist ja auch erklärlich, daß sie zur Erntezeit, wenn irgend möglich, wieder zu Hause sein wollten, um ihren Eltern zu helfen. Andere, die in der Heimat kein Land hatten, werden natürlich gerade in der eiligsten Zeit des Jahres an ihrer Arbeitsstätte geblieben und erst zurückgekehrt sein, wenn die Arbeit getan war.

Nun schluß sei noch erwähnt, daß auch sehr viele junge Leute von der Geseht nur bis in die Elb- und Wesermarschen und nach Holstein zogen. Die Kirchenbücher in Lamsfeld berichten recht oft, daß junge Burken und auch junge Mädchen in den Marschen gestorben waren und in ihrer Heimat zum Kirchhof gebracht wurden. Bekannt ist ja auch, daß noch bis zum Ende des letzten Jahrhunderts von den Gesehtsdörfern viele Arbeiter als Drechsler auf den Marschhöfen tätig waren. Es lebt z. B. noch in Mindorf ein alter Veteran, der als junger Mensch immer in Miffelwarden, im Lande Wurken, auf demselben Hof in jedem Winter gedroschen hat.

Friesen- und Sachsentwappen im Mündungsgebiet der Weser und Elbe.

11.

Auch die wenigen uns überlieferten, in der Geschichte der Stadt Lehe von Heinrich Schröder veröffentlichten Leher Familienwappen weisen Marienzeichen auf. Im Wappen Apianus von 1654 stehen zwei wachsende Rosen, im Wappen Bernhard Eden von 1630 drei gestielte Rosen und im Wappen Berend Eden oder Eits von 1691 ein geteiltes Schild, oben eine Rose und unten die gekreuzten Leher Senfen.

Typisch für die Wappen des Marschbauern sind schließlich noch zwei Figuren, die man indessen nicht als spezifisch friesisch ansehen kann, das Kleeblatt als Zeichen reichen Weidebesitzes, die Weizenähre als Zeichen für den Besitz an Ackerland. Aus der Fülle der Familien, die diese Wappenfiguren geführt haben, mögen erwähnt sein die Brandes, Dürels, Gibs, Frese, Johannis, Kemmers, Siats, Sibbens und Ulgers im Lande Wurken und die Eilers, Eimers, Eiten, Haanden, Illies, Junken und Lippels in Osterstade-Würden (Kleeblatt). — Die Adides, Eits, Nants und Wildens im Lande Wurken; die Allers, Becken, Dierßen, Eggers, Haanten und Nanten in Osterstade-Würden (Weizenähre).

Ein charakteristisches Merkmal als Kleeblatt und Weizenähre bildet für die Unterscheidung von Friesen- und Sachsentwappen die Häufigkeit der Hausmarke als Wappenfigur. Der nüchternen auf das Praktische gerichteten Denkhaltung der Friesen gemäß spielt die rein praktischen Zwecken dienende Hausmarke bei diesen eine verhältnismäßig bedeutende Rolle. Sie ist demgemäß auch gerade bei den Friesen oft in das Familienwappen aufgenommen.

Im Lande Wurken hat folgerichtig die alteingesessene friesische Bevölkerung besonders häufig Hausmarken in ihre Wappen übernommen, der neue, hauptsächlich aus Niedersachsen zugewanderte Teil dagegen andere Wappenfiguren bevorzugt. Die Verhältnisse in der Börde für die Hausmarke der Niedersachsen für andere Wappenfiguren.

Wappenbilder und Hausmarken im Lande Wurken, Amte Riegebüttel und Lande Hadeln veranschaulicht. Es entfallen auf:

	Wappen, die nur Bilder enthalten	Wappen, die nur Hausmarken enthalten	Wappen, die nur Bilder u. Hausmarken enthalten	Hausmarken
Land Wurken (eingeseffene Familien)	40 %	20 %	20 %	20 %
Land Wurken (eingewand. Familien)	60 %	5 %	10 %	25 %
Riegebüttel	25 %	—	5 %	70 %
Land Hadeln	70 %	5 %	15 %	10 %

Eine Art des Wappens fehlt den Friesen fast ganz, das sogenannte „redende“, d. h. das Wappen, das durch seine Figur oder Figuren auf den Namen des Wappenträgers anspielt. Da die Friesen fast ausschließlich Vaternamen führen, also Namen, die aus einem Vornamen gebildet sind, so war auch nur wenig Gelegenheit zu dergleichen Spielereien gegeben.

Möglich war die Schaffung von redenden Wappen bei den Friesen nur durch eine mißverständliche Auslegung der Familienwappen. So haben die Mitglieder der westfriesischen Familien Camminga und Camstra, die einen Ramm in ihr Wappen setzten, verkannt, daß sich der Name von dem Vornamen Kampe herleitet und nichts mit dem bekannten Reinigungsinstrument zu tun hat. Ähnlich liegen die Dinge beim Wappen des Stadländers Tanne Hering, der eine Tanne und einen Hering in sein Wappen setzte, beim Wappen der Würdener Familien Haxen und Becken, die sich je zwei Haken und Piken als Wappenfigur erkoren, und bei den Wurster Beckes, die gleichfalls eine Pike, den Hars, des ein Herz oder auch einen Hirsch (beides plattdeutsch Hart), den Founwes (sprich Faus), die eine Faust, und den Störs, die einen Fisch (Stör) als geeignet befanden, ihr Wappenschild zu schmücken.

Schon aus dem vorigen ergibt sich, daß die Niedersachsener Wappen wesentlich anders aussehen als die Friesenwappen. Die Hausmarke tritt im Verhältnis zu anderen Wappenbildern zurück. Dasselbe gilt von den Marienzeichen und dem halben Adler. Die mannigfaltigsten Figuren aller möglichen Art füllen die Wappenschilder. Die Familiennamen boten die reichste Gelegenheit zur Schaffung redender Wappen. So wählte im Lande Hadeln die Familie Blom eine Blume, die Familie Bulte einen Bullen, die Familie Fint einen Finken, die Familie Gores eine Gans, die Familie Ketel einen Kessel, die Familie Krohn einen Kranich, die Familie Kanke eine Weinrebe, die Familie Witte eine (weiße) Gans als Wappenfigur. Daneben erschienen in reicher Fülle alle möglichen anderen Figuren im Lande Hadeln. Kreuze aller Art, z. T. mit dem Heiland, Moses, der Kessel, das Oster- oder Gotteslamme, der gleichfalls symbolisch zu nehmende Pelikan (Selbstopferung!) und Löwe (Löwe aus dem Stamm Juda. Apokal. 5 v 5), dann aber auch die Jungfrau mit Anker und Taube, das Symbol der Hoffnung, die auf dem Erdball schwebende, einen Schleier schwingende Jungfrau, das Symbol des Glücks, der „Wassermann“, der Hirsch, das Pferd, der einfache Adler, der Baum, ein gespornter Stiesel, das Herz, oft von einem Pfeil durchbohrt, und andere; in Süd-Osterstade Löwe, Wä, Hund, Hundelohf, Ochsenkopf, Pferd, Baum, Herz und andere. Neben diesen großenteils fraglos gleichfalls symbolisch zu nehmenden Figuren begegnen uns auch das Kleeblatt und die Weizenähre, die Zeichen der Landwirtschaft. Häufiger noch ist ein anderes landwirtschaftliches Symbol, das „Flugeisen“, ein dreieckiges Brett, das zur Befestigung der Pflugschar dient. Während dieses Symbol in den west- und ostfriesischen Wappen einschließlich der friesischen Marschen am rechten Weserufer fast ganz fehlt (im Lande Wurken findet es sich nur im Wappen der Familie Schmitts) ist es in Nordfriesland weit verbreitet. Auch in dem Osterstader Wappen fehlt es nicht. Einen noch breiteren Raum nimmt es im Lande Hadeln ein, wo es eine der am häufigsten wiederkehrenden Wappenfiguren bildet (z. B. in den Wappen Kiep, Martens, Dett, Rehm, v. Seht).

Noch charakteristischer für die Familienwappen in den niederfriesischen Gebieten sind zwei andere Figuren, der Kesselhaken und der Feuerstein. Man darf wohl mit Recht annehmen, daß sie die Symbole des häuslichen Glücks und Friedens bilden. Bei keinem anderen Haustyp tritt ja der Herd, das Herdfeuer so deutlich als Mittelpunkt des Hauses in die Erscheinung wie gerade im Niedersachsenerhaus, bei dem Mensch und Vieh unter einem Dach leben. So lag denn nichts näher, als den Kesselhaken, an dem der brodelnde Kessel über dem offenen Feuer aufgehängt wurde, oder jenes altentümliche Instrument, mit dem das Herdfeuer entzündet wurde, den Feuerstein in das Wappen aufzunehmen. Während die beiden Figuren im friesischen Küstengebiet von Westfriesland bis Nordfriesland vollständig fehlen, lassen sich zahlreiche Beispiele für das Vorkommen der beiden Symbole im niederfriesischen Wappen anführen. Den Kesselhaken finden wir z. B. in dem Hadelner Wappen Berend, v. Duhn, Erich, Grote, Hinke, Detke, Peters, Wilken; den Feuerstein finden wir in den Hadelner Familien v. Freuden, Gerds, Jungjohann, v. d. Meden, Segelke, v. d. Scholten. Auch die dem bremischen Adel angehörende Familie v. d. Mehdn führte letzteren im Wappen, während der Kesselhaken aus den adeligen Wappen v. d. Decken, Grube (Gruben) und v. Hadeln bekannt ist. Eine zeichnerisch vereinfachte Form des Kesselhafens stellt vermutlich die sogenannte „Wolfsangel“ dar, die uns bei dem Hadelner Bauerngeschlecht Ofte und bei dem Adelsgeschlecht der Brummer begegnet. Wie Ministerialrat Raachheld (Oldenburg) berichtet, fehlt sie auch bezeichnenderweise in den friesischen Gebieten — wenigstens soweit das oldenburgische Land in Frage kommt — während sie in den sächsischen und daneben allerdings auch in der friesischen Marsch Butjadingen nicht selten ist.

Diese Ausführungen mögen genügen, das zu beweisen, was wir eingangs ausgeführt haben, daß auch eine scheinbar so willkürliche Einrichtung wie das Wappenwesen unter ganz bestimmten in den Eigenschaften der Völkstämme begründeten Gesetzen steht. Aber auch uns der hertige Stand der Wissenschaft nur erlaubt

einen kleinen Teil des Geseßes richtig zu erkennen. Die Heraldik ist zwar eine alte Kunst aber eine recht junge Wissenschaft, in der noch mancherlei zu erforschen ist. Wenn erst einmal alle oder ein wesentlicher Teil der friesischen und sächsischen Marschen systematisch auf Wappen und Hausmarken durchforscht sind, wird zweifellos noch manches weitere Rätsel, das uns heute unerklärlich scheint, manche Frage, die wir heute als solche noch gar nicht richtig erkannt haben, eine überraschende Lösung finden.

Dr. S.

Zur Geschichte des Wegebaues an der Niederweser.

Arm an Steinen ist unser Tiefland. Die von den nordischen Ländern durch die Gletscher der Eiszeit zu uns gerachten Findlinge liefern die heimischen Baustoffe, mit denen wir bis vor kurzem ausschließlich unsere Straßen bestreuten. Daneben benutzte der Marschbauer den zu Klinkern gebrannten Ton zur Befestigung seiner Kleiwege. Besser haben es die Bewohner bergiger Gegenden, die mit Hilfe ihrer Steinbrüche leichter gute Verkehrswege schaffen können. Schon die Römer haben in Deutschland im Anfang unserer Zeitrechnung die oft jetzt noch befahrbaren langen geraden Straßenzüge gebaut, auf denen ihre Heere schnell zu den bedrohten Stellen am Rhein vorrücken konnten. Den sichern Beweis, daß bereits die Männer der Bronzezeit Holzwegebau betrieben, liefern uns die vielen im älteren Moortorf liegenden Bohlenwege unserer Heimat. Ob aber die Römer, als eine ihrer Heere von der Weser zur Elbmündung marschierte, die Moorbrücke bei Großenhain gebaut, ist noch nicht bewiesen. Wir wissen von Pholemäus, daß zu seiner Zeit ein Felsela an der Wesermündung gelegen hat. Ist die Region von hier aus auf dem alten Heerwege über Debestedt, Drangstedt, Hainmühlen, Alstedt aufgebrochen, so ist jedenfalls der Übergang von dem Geestrüden an der Weser zu der Lämstedter Geest hier am günstigsten. Der Bohlenweg Großenhain—Radlin bei Dornsböe liegt im oberen Moortorf, ist also jünger und anders gebaut als die bronzezeitlichen Wege. — Im Mittelalter sind, soweit wir wissen, keine festen Straßen an der Niederweser gebaut. Auf den weiten Feldern bahnte man sich neben den alten, wenn sie zu tief ausgefahren, leicht einen neuen Weg und in den Niederungen schüttete man, so weit sie nicht zu umgehen waren, Sanddämme. Erst in neuerer Zeit baute man Steinstraßen.

Die Geschichte des Landstraßenbaues in unserer Gegend ist leider noch nicht geschrieben. Wertvoll wäre es, wenn das geographische Seminar in Göttingen einen seiner Studenten, der gerne den Doktorhut erwerben möchte, baldigt mit dieser Aufgabe betraute. Wir schelten sehr, wenn unsere Landstraßen fehlerhaft sind, seine Väter dem Automobilfahrer schweren Kummer bereiten. In welchem Zustande aber selbst die Hauptverkehrswege in früheren Zeiten waren und mit welchen Mühen der Fuhrmann die Lasten auf ihnen weiter beförderte, davon machen wir uns kaum eine Vorstellung. Als 1805 die von 77 Seglern gebrachten englischen Truppenmassen von Lehe ihren Marsch nach Hannover zum Kampf gegen die Franzosen antraten, waren die Wege wegen des vielen in dieser Zeit erfolgten Regens unpässierbar und viele Bagage, Kanonen usw. blieben stecken. Und auf seiner parforce Fahrt von Lehe nach Dorum wird der König Hieronymus Napoleon, unser damaliger Souverän, auch schon die Wege verflucht haben, als mehrere Pferde auf der Heerstraße stürzten und tot liegen blieben. Der vielfach verbreitete Glaube, daß der große Bruder dieses Königs bei uns die ersten Landstraßen bestreut habe, ist nicht der Fall. Man hat ihm den Bau der Straße von Lehe nach Bremen und auch die nach Bederkesa zugeschrieben. Das ist nicht richtig. Der Korienkaiser hat wohl den Bau der großen Heerstraße von Bremen durch die Lüneburger Heide nach Harburg befohlen, aber unsere Niederwesergegend hatte für ihn nicht den Wert, um solche großen Unternehmungen wie Landstraßenbau anzulegen. Wegen seiner gegen Englands Handel geplanten Schiffsahrtstraße mußten seine Ingenieure unsere Bodenverhältnisse studieren. So zeigen die Drangstedter noch die Stelle, wo der Küstentanal von der Elbe nach der Weser die jetzige Landstraße östlich vom Knüppelholz schneiden sollte.

Die erste Chaussee ist erst gebaut nachdem Wagner in Celle und der Richter Ribbentrop in Lehe auf die günstige Lage der Geestmündung für die Schifffahrt hingewiesen. Auf diese Anregung hin kaufte bekanntlich im Jahre 1817 die hannoversche Regierung Leher Land, um daselbst einen Hafen anzulegen. Sollte diese Einrichtung Bedeutung erlangen, so mußten auch die Wege dahin für die Schiffsfrachten jederzeit fahrbar sein. So wurde im gleichen Jahre „hier in der Gegend mit dem Chaussee-Bau der Anfang gemacht, nemlich zwischen Stotel und Wulsdorf bei Welle“, der ganz bis Bremen im Anfang der dreißiger Jahre fertig war. Als der Hafen Bremens in dem Leher Außendeichsland gebaut wurde, mußte dieser natürlich auch von Norden her eine gute Zuwegung über den Kleigrund haben. Darum legte man 1829 die breite Leher Chaussee an, die 1889 zur Hafenstraße umgebaut wurde. Fast zwanzig Jahre später verband man den früheren Hauptort des Landes, Lehe, mit seinem Hinterland Amt Bederkesa und Land Wursten durch eine feste Straße. Um 1847 wurde die Weddewardener Specken, von der die Wurster Bollmachten oft berichteten, daß sie zur Winterszeit unter Wasser stand, also unpässierbar war, aufgehört und als Chaussee umgebaut. Den dazu nötigen Sand holte man vom Grenzfeld nahe dem später gebauten Pulverschuppen. Die Sandgrube hieß noch lange Zeit die Königsandgrube, weil der Staat und nicht die Fleckensleute sie hatte graben lassen. Nach 1890 ist diese Grube durch die Leher Alschwagen wieder ausgefüllt. — Um 1848 legte man auch die Straße von Lehe über Langen, Debestedt einerseits nach Neuenwalde, Otterndorf, andererseits nach Bederkesa an. Dabei fuhr man den Sand vom Ribbarg vor Langen ab und legte das jetzt noch vorhandene Steingrab frei. Es war von der Landstraßenverwaltung geplant, die Straße von Langen über Sievern nach Neuenwalde zu führen. Aber der da-

malige Gemeindevorsteher von Sievern verweigerte die Herstellung des Straßenunterbaues, des Planums, durch die Gemeinde als zu große Belastung. Man erkannte noch nicht den hohen Wert der Steindecke für den Wagenverkehr, fürchtete auch wohl die Belästigung durch Ortsfremde, namentlich die Gendarmen und die Bettler. So durfte der Straßenbauer die Sieverner Gemarckung nicht betreten, eine Maßnahme, die später die Dorfeingefessenen sehr bedauert haben, als sie auf eigene Kosten bauen mußten.

Ganz erheblich hat sich das Landstraßennetz an der Niederweser in den letzten Jahrzehnten dichter gestaltet. Jetzt gibt es knapp noch eine Ortschaft, die nicht ihre feste Verbindung mit der Landstraße hat. Und wo sie noch fehlt, wird stark auf den Anschluß gedrängt. Selbst einzelne Höfe, die abseits liegen, schaffen sich durch eigene Arbeit einen Stein- oder Schladenweg. So erfreulich das auch ist, so bedauern wir nur, daß bei diesen Bauten so viele wertvolle alte Denkmäler unserer Heimat sang- und klanglos zerstört sind. Die Steine waren sparsam, so spargte man in saurer Arbeit die Blöcke der Steinkammern, durchwühlte die Hügelgräber der Bronzezeit und zerstörte die Urnenfriedhöfe. Da unser Land die meisten erreichbaren Geschiebesteine schon hergegeben hat, der Baustoff den neuern Anforderungen an Haltbarkeit auch nicht mehr genügt, holen wir meist aus Mitteldeutschland und Schweden jetzt das Material für unsern Wegebau.

Dr. J. Bohls

Ein plattdeutscher Dichter aus dem Hadelser Lande.

Noch nicht dreißig Jahre alt, gab Heinrich Teut sein erstes plattdeutsches Buch heraus; es trug den bescheidenen Namen „Krut“. Dann hat er Jahrzehnte lang nichts mehr von sich hören lassen. In der letzten Zeit ist er wieder mit mehreren Werken in seiner Hadelser Mundart hervorgetreten, und man muß bekennen, daß er inzwischen erfolgreich an sich gearbeitet hat, daß er bedeutsam gereift ist zu einem unserer guten plattdeutschen Dichter. Sein Reich ist klein, der Kreis seiner Empfindungen umgrenzt — aber er beherrscht sein Reich. Seine Gefühle sind echt, seine Sprache ist reines, gutes Plattdeutsch; nur selten noch fällt einem eine schriftdeutsche Wendung zwischen seinem Plattdeutsch auf. Und des Wohlklang, die Musik seiner Verse in seinem Gedichtbuch „E p o e“ (1922) ist oft beständig.

De lüttjen Schöb.

Doar stoakt se ut, de lüttjen Schöb,
Doar stoakt se ut un hebbt nu Roh.
Wat klappen f' doch den ganzen Dag
Van fröh bet loat opp ellick (jedem) Klach,
In Duns un Schlin, in Kdäl un Soal,
Bald but'n, bald bin'n, trippopp, trippdool!

Nu is dat möb', dat Döpperpoar,
Dat sinst dat Stillstoahn fällt so swoar.
Un ööberall in Döns un Däl
Doar rögt sich nicks, of nich so bäl,
Doar stöppt in düllster Ed de Rut
Un kümmt to morrn eerst weller rut.

To morrn, wenn f' weller klapp't, de Scho!
Ni leeben Schöb, man jümmer's to!
Wo lang' noch durt dat, datt 't jo hör?
Bald goakt ji wieder ut de Döör
Un bliest denn jümmer's länger weg. —
Wo loam ic denn oahn jö blot trecht?!

Im Kindergebet, einem alten Sondergebiet des Plattdeutschen (man vergleiche Groth, Stuhlmann, Wibel u. a.), hat Teut überhaupt sein Schönstes gegeben. „De eerste Tahn“, „De eerste Büg“, „Nappel“ sind holbe Bildchen aus der „Kinnertiet“. Von traurem Reiz sind auch die kurzen idyllischen Lebensbilder aus dem niederdeutschen Bauernleben: „De Döfcher“ läßt sich ebenbürtig neben Chamisso's „Alte Waschfrau“ stellen; ähnlich gelungen sind „Moler Timmsch“ und „De Soldatenfro“. Auch manches seine Stille reiner Stimmungsliryk zeugt von der Innigkeit des Gefühls wie von der Reife der Form des Dichters. Klaus Groth's Einfluß ist da nicht zu verkennen — freilich zuweilen auf Kosten der Selbstständigkeit. Doch oft genug trifft Teut auch hier mit Glück den eigenen Ton, so, wenn man von dem hochdeutschen Wort „boahnen“ absieht, in:

Sien Bunsch.

Dat weer gewiß, en eegen Hus
Doar wull he doch noch ins in woahnen.
He arbeit s'cl rein ut de Bus,
um s'cl den Weg to't Glück to boahnen.

Un denn en Goar'n, de hör doarto.
Wat wull he doch söär Bloomen tichten!
Dat leet em Rag un Nach keen Roh,
Wo allns opp't best weer intorichten. —

Nu hett he 'n Hus, en eegen Hus.
Doch is dat man watt lütt utfullen.
Dat leet em Dag un Nach keen Roh,
Dat hett joa männigmaal so'n Schruullen.

Beer swadde Bräd', de sünd dat worrn,
Doch reekt se ut, sin allns to woahren.
Un'n Sünn'stroahl grött an jeden Morrn
Sien Graff, den lüttjen Bloomengearen.

Auch ein kleines Prosabüchlein hat H. Teut im selben Verlag wie das Verbuch „Spör“ (im Friesen-Verlag, Bremen-Wilhelmshaven) herausgegeben: „De Reiss' nah Hamborg“. Es sind ein paar schlichte Geschichten und Schurren, wiederum in gutem, echtem Platt.

1925 veröffentlichte der Dichter eine plattdeutsche „Deberdrangung“ der „Frithjofsa“ — sie erschien im Selbstverlag, Hamburg, ein kühnes Unternehmen! Mit großem Geschick meistert Teut die mannigfaltig abwechselnden Versmaße, und manche Stelle ist von großer Schönheit. Als Ganzes allerdings mutet uns die sattem empfindsame Geschichte ein wenig niederdeutsch an.

Noch manches Werk beabsichtigt der noch rüstige Mann seiner Heimat zu schenken. So arbeitet er an einem „Wörterbuch der plattdeutschen Mundart des Landes Hadeln“, an einem „Allgemeinen plattdeutschen Wörterbuch“ und an einer Sammlung „Plattdeutsche Redewendungen und Sprichwörter“.

Nach dem „Niedersachsenbuch 1928“, dem wir diese letzten Angaben entnehmen, lebt und schafft der um unser niedersächsisches Volkstum so hochverdiente Mann, der am 21. Januar 1868 zu Osterbruch (Hadeln) geboren ist, jetzt als Postamtman in Bergedorf.
H. Wipvermann.

Ein sächsischer Urnenfriedhof in Rehdingen.

(Nachdruck verboten.)

Im Frühjahr 1927 wurde dem Lehrer S. Reese in Büßfleth ein Hirsgeweiß gebracht, das in Büßfleth auf dem Kirchengrundstück beim Abziegeln gefunden worden war. Reese beschäftigte daraufhin die Fundstelle und fand hierbei allerlei Urnenscherben, Feldsteine, die als Backungen gedient haben konnten und sonstige prähistorische Gerätschaften. Die Funde wurden dem Provinzialmuseum gemeldet und das Abziegeln wurde dauernd überwacht. In der Folgezeit sollte diese Arbeit noch reiche Funde zeitigen. Die Fundstelle liegt nördlich der Straße Stade — Freiburg, auf dem dritten Stück rechts vom Fleet wurde schon vor dem Kriege abgeziegelt. Hier wurden damals von dem bekannten Prähistoriker Hans Müller (Brauel) eine sächsische Siedlung nachgewiesen. Eine derartige Fundung wurde auch auf der jetzigen Fundstelle einwandfrei festgestellt, u. a. wurde eine Steinpflasterung freigelegt, wo anscheinend die Feuerstelle eines Hauses gewesen ist. Weiter entdeckte man Spinnwirtel, Glasperlen, Feuersteinschlagstücke, Schleifsteine, Tierknochen und Scherben von Kochgeräten. Die Bodenschicht, in der diese Sachen gefunden wurden, liegt etwa 50 Zentimeter unter der jetzigen Erdoberfläche. An den Wänden der Tongrube zeichnet sich diese Schicht ganz deutlich durch einen schwarzen Strich ab. Weiter entdeckte man hier auch noch einen sächsischen Urnenfriedhof, der ebenfalls reiches Fundmaterial brachte. An einer anderen Stelle der Grube fand man unter dieser genannten sächsischen Kulturschicht weitere Topfscherben. Es handelte sich hierbei um Wurtenerammit, die aber jünger ist, als die Sachsenkerammit. Das Rätsel wurde erst gelöst, als man den ganzen Streifen abgegraben hatte. Nun sah man deutlich, daß das ganze Erdreich viel dunkler gefärbt war. Alles deutete darauf hin, daß es sich hier um einen alten Friesel handelt. Diese Annahme bestätigte sich. Etwas tiefer wurde eine doppelte Pfahlreihe festgestellt. Ob es sich hier um ein Wohnhaus, um einen Landungssteg, um eine Fischreue oder um ein Bootshaus, wie man sie noch heute vielfach im Teufelsmoor findet, handelt, ist noch nicht klargestellt. Am Ufer des Friesels fand Lehrer Reese einen 50 Zentimeter langen Pfeil mit einer Knochenspitze. Das Eichenholz des Pfeiles war zunächst weich wie Butter. Die Vergung dieses Fundes war deshalb nicht leicht. Mit der Entdeckung dieser alten Siedlung ist übrigens noch eine andere interessante Feststellung getroffen worden. Im Sommer v. Js. wollte Professor Wiegand vom geologischen Institut in Berlin in Büßfleth, um festzustellen, ob sich die Nordseeküste gesenkt hat. Auf Grund der Altersbestimmung der Sachsenfriedung durch die Prähistoriker Dr. Jacob (Friesen), Wegewitz und Hans Müller (Brauel) kam Professor Wiegand zu der Ansicht, daß sich die Nordseeküste seit der Völkerung nicht gesenkt hat.

Es steht zu hoffen, daß, wenn einmal die Nachbargrundstücke abgeziegelt werden, die ganze Sachsenfriedung freigelegt und kartennäßig aufgezeichnet werden kann. Ebenso darf man erwarten, daß weitere wertvolle Funde gemacht werden, die uns weiteren Aufschluß über die erste Besiedlung der Rehdingen Marsch durch die Sachsen geben werden.

Hans Fischen (Stade).

„Geschichte des Fledens Harjesfeld“.

Von Pastor Seebo (Harjesfeld).

1. Im Stader Heimatverlage von Karl Krause ist in diesen Tagen die „Geschichte des Fledens Harjesfeld oder Rosenfeld“ erschienen, 150 Seiten stark, verfaßt von dem Ortsgeistlichen, Pastor Seebo. Es ist eine erfreuliche Arbeit, die dankbarst zu begrüßen ist, und besonders deshalb ein allgemeines Interesse verdient, weil sie die Geschichte eines Ortes bietet, der Jahrhunderte hindurch von größter Bedeutung und hohem Einfluß auf die weiteste Umgebung gewesen ist. Schon die vieltausend Urnen, die noch heute in Harjesfeld gefunden werden, legen Zeugnis davon ab, daß um die Geburt Christi herum der Ort sehr stark bevölkert gewesen sein muß. Zur Zeit Karls des Großen wohnt in Harjes-

feld ein Grafengeschlecht, stark und truhla, das in hartem Ringen den deutschen Boden gegen die Normannen und Slaven zu verteidigen trachtet. Es folgt die Klosterzeit vom Jahre 1160 bis 1635. Wir sehen, wie hier der Benediktinerorden aus kleinen Anfängen zu hoher Blüte sich erhebt und der Erzabt von Harjesfeld oft mit geschickter Hand in die politischen Wirren eingreift und den Vortell seines Klosters zu wahren weiß. Neue Bedeutung erwacht dem Orte nach den Reformationswirren durch seine Erwählung zum Sitz des Amtes Harjesfeld, das ja bekanntlich bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts bestanden hat. Es ist selbstverständlich, daß in die Berichte des Buches auch die Geschichte der näheren und weiteren Nachbarschaft mit hineinzieht. So ziehen gar bunte Bilder in dieser Fledenschronik vor unserm Geiste vorüber: geharnischte Ritter und ernste Mönche, Könige und Kaiser und wilde Raubritter, blutige Kriegefehden und ernste Kulturarbeiten, Weinen und Lachen der Menschenkinder, Mittelalter und die moderne Zeit und in dem allen ein langsames Vorwärtstreben und Emporblihen des Fledens Harjesfeld. Leider muß der Verfasser des öfteren über mancherlei Lücken in den geschichtlichen Ueberlieferungen klagen, auch über Ungenauigkeiten und Falschmeldungen. Sind doch die alten Klosterarchive in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges fast völlig verschwunden, und nur eine alte, lateinisch geschriebene Chronik aus dem 16. Jahrhundert gibt über die Vorzeit dürftige Auskunft. Der Verfasser hat aber mit Vorlicht und Geschick zusammengefaßt und zusammengestellt, was noch zu finden war, und hat so doch ein Bild von dem Werden und Wachsen des Ortes entworfen, das uns als ein Ganzes harmonisch entgegentritt. Auch die neueste Zeit ist mit Recht in den Bereich der Schilderung gezogen worden, soll sich doch nicht bloß das gegenwärtige Geschlecht, sondern auch die Nachkommen noch in späteren Tagen an ihrer Heimatgeschichte erfreuen; und über der sorgfältigen Sammlung der Geschichten aus alter Zeit, vergessen wir Lebenden gar zu leicht auch die Ereignisse unserer Tage für unsere Enkel aufzuzeichnen. So ging es ja auch unsern Vätern zur Zeit der Reformation; wir wissen darum so wenig von dieser großen Umwälzung in unserer Heimat, weil jene es vergaßen, die Dinge zu beschreiben. Drum, was aus der neuesten Zeit über die Einweihung der Kirchen von Harjesfeld und von Aplerbeek oder von der Franzosenzeit, manchmal in der lieben plattdeutschen Sprache, was von dem großen Brand oder von Huth, dem Böhlfater Harjesfelds, und dann von der Verlegung des Amtsgebietes, endlich auch von den alten Geschlechtern des Fledens in dem Büchlein verzeichnet steht, das wird gewiß von allen Lesern dankbar begrüßt werden. Alles in allem, es ist eine fleißige und liebevolle Arbeit, die gewiß nicht nur das Interesse der Harjesfelder Einwohner, sondern auch der weiteren Umgebung finden wird.

Mit diesem auch äußerlich vorzüglich ausgestatteten Buche hat der Stader Heimatverlag Karl Krause der Heimatforschung und Heimatbewegung überhaupt einen großen Dienst erwiesen.

Volk und Theater.

Unter dieser Ueberschrift führt der bekannte Schriftsteller Wilhelm Scharrelmann in der Zeitschrift „Niedersachsen“ (Verlag Carl Schünemann) in einer längeren Abhandlung u. a. folgendes aus:

Deffinet cure Theater dem plattdeutschen Drama, laßt, wenn es nicht anders gehen will, diese Dramen zunächst durch gute und künstlerisch ernst zu nehmende Laienspieler zur Darstellung bringen — und ihr werdet eine neue Verbindung zwischen eurem Theater und dem Volke geschaffen haben, die sich als fruchtbringender erweisen wird, als viele andere Hilfen, die von einer wohlwollenden Kunstpflege dem Theater gewährt werden. In einigen wenigen Städten hat man diesen Weg längst beschritten. In Hamburg, Kiel, Oldenburg, Flensburg, Schwerin usw. brauchen sich die niederdeutschen Laienspieler nicht mehr auf unzulänglichen Saalbühnen herumzudrücken. Dort stehen ihnen die Theater offen, und die Erfolge, die dort mit den Aufführungen plattdeutscher Dramen erzielt werden, sind so bedeutend, daß man sich nur wundern kann, daß sich andere Städte nicht zu einem ähnlichen Vorgehen entschließen. Wahrscheinlich ist man zu vornehm dazu oder literarisch zu verbogen, um noch natürlich urteilen und empfinden zu können. Oder fürchtet man, daß einer der Kronleuchter von der Decke fiele, wenn die alte Sprache unserer Vorfahren einmal im Hause der hohen Kunst erklänge? Plattdeutsche Erzählkunst und Lyrik — Reiter und Klaus Groth, ja, gewiß — aber Stabenhagen und Böhndorf? Da laßt man sich doch lieber ein neues Salonstück vorspielen, das über die deutschen Bühnen geht, weil der Agent in Berlin sich von ihm ein Geschäft verspricht und eine entsprechende Propaganda dafür macht. Und da wundert man sich, daß sowohl die breite Masse wie ein Teil der Gebildeten nicht mehr recht begreift, was sie im Theater sollen, und das Theater Theater sein läßt. Mit der Pflege der Klassiker, auf die man sich so gern hinausredet, ist es nicht getan. Gebt dem Volke das Theater zurück, — und ihr werdet sehen, wie sich das Interesse für die Bühne und das, was sie zu sagen hat, wieder hebt! Dilettanten? Barm? Nur weil sie keine Berufschauspieler sind? Seht sie euch doch wenigstens erst einmal an und gebt ihnen vor allen Dingen eine Zeitlang Gelegenheit, an ihren Aufgaben zu wachsen und auf der Bühne eines größeren Theaters heimisch zu werden! Ist es nicht unsinnig, daß eine Stadt ein Theater subventioniert und einen großen Teil ihrer Bürger dadurch vom Theater fernhält, daß man in erster Linie Stücke spielt, die dem Volke wenig oder nichts zu sagen haben? In allem Ernst: Da steckt eine Aufgabe, die noch niemals recht in Angriff genommen ist.

In ähnlichem Sinne haben sich wiederholt die hervorragenden Vertreter unseres Niedersachsentums geäußert.
H. R.